



(Nachdruck verboten.)

Das Testament der Indierin.

15] Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay
(Mattham Howard).

„Das war nicht das wirkliche Ende des Abenteuers,“ sagte Theodora ernst, „bilden Sie ſich nicht ein, uns ſo leicht täuſchen zu können, Mr. Keith.“

„Sie ſind pfiſſig, Mr. Keith,“ bemerkte Mrs. Bayte, „an dieſem Orte und in dieſer Geſellſchaft beabſichtigen Sie wohl, keine ruhrende Geſchichte aufzuſpielen, obgleich ich glaube, daß Sie eine ſolche noch beſſer ſchildern könnten. — Was haben Sie da, Miß Trent?“

Theodora hatte mit einer ſolchen Impertinenz die alte Dame während der letzten Bemerkung angeſehen, daß ein Jeder der Anweſenden durch dieſen kühnen Schluß ein wenig über-raſcht war.

„Tartelettes au fromage à la creme,“ entgegnete der zulezt Angeredete langſam und kalt.

„Schmecken Sie gut?“

„Abſurd,“ murmelte Theodora, die Schüffel dem hinter ihr ſtehenden Diener zurückgebend, ohne eine Antwort zu ertheilen; doch verſetzte ihr Blick der gänzlichen Nichtachtung ſeinen Zweck.

„In unſeren jungen Tagen,“ miſchte ſich der Pfarrer hier ein, indem er ſich zum gleichen Alter wie Mrs. Bayte zählte, obgleich er minddeſtens zwanzig Jahre jünger war, „hatten wir noch nicht den großen Vortheil dieſer franzöſiſchen Abkürzungen herauszufinden.“

„Abkürzungen? Niſt gelée au vin eine Abkürzung von Saft? Ruh, in meiner Jugend nannten wir eine Harke Harke und ſich zieren verrückt.“

Wären nicht die Auslaſſungen ſolch' einer kleinen ſchlecht gekleideten alten Dame ebenſo gemein, wie ſie ſelbſt und gänzlich der Beachtung eleganter und gebildeter Weſen unwerth, ſo würde dieſer anzügliche Ausſpruch eine niederschmetternde Entnennung gefunden haben, doch, da es ſich ſo verhielt, ward er mit Stillſchweigen übergegangen und Theodora bemühte ſich gnädigſt weiter, die Unterhaltung im Schwunze zu erhalten, indem ſie während des übrigen Theils des Tages ihren Geiſt durch die Verwunderung erleichterte, warum dieſes kleine freche Weſen die Erlaubniß erhalten habe, in ihrer Mitte zu weilen; doch hütete ſie ſich wohl, ihr Erſtaunen laut werden zu laſſen, da ſie recht gut wußte, unter welchem Schutze ſie angekommen war.

„Mein lieber Herven“ — mit dieſen Worten nahm Mrs. Trent ihren Neffen, ehe man ſich nach der Tafel zerſtreute, beiſeite — je mehr Widerwillen Theodora gegen dieſe geſchwätzige alte Perſon zeigt, deſto häufiger plaudert Honor Craven mit ihr. Du ſollteſt dem Mädchen ſagen, welch' ſchlechten Geſchmack ſie dadurch an den Tag legt; dann wird ſie es unterlaſſen.“

Auf dieſen Wink hin rief der Rittmeiſter Honor, durchaus nicht ungern, wie es ſchien, zu ſich heran, um ihr ins Gewiſſen zu reden.

„Danke Dir, Herven,“ ſagte ſie, „wie liebenswürdig von Dir, ſogar auf einem Picnick an meine Erziehung zu denken!“

Herven Trent antwortete ihr verbindlichſt, daß er allerdings immer an ſolche Dinge denke und hatte dann die Genugthuung, daß ſie ihm ſo raſch wie möglich entwiſchte und geradewegs ſich einer Gruppe zugeſellte, in welcher dieſe unangenehme alte Dame eine hervorragende Rolle ſpielte.

„Nun beſichtigten wir das Schloß,“ riefen zwei oder drei Stimmen plöglich zugleich, und es entſtand ein allgemeiner Auſbruch. Jane Haughton erhob ſich und ſchüttelte mit einem Seufzer über die rieſengroßen Ueberreſte des Mahles die Krumen von ihrem Schooße. Pierre, der während des Essens ſo viel wie drei der anderen Diener zuſammen geleiſtet hatte, bediente

jetzt ruhig den kleinen Photographen in einiger Entfernung vor der Allee.

„Ob er wohl ſeinen Korb wieder einpacken läßt, oder ob derſelbe ſtehen bleibt? Alle die ſchönſten Sachen hier hat Mr. Keith mitgebracht — alberne Verſchwendung!“ Unter dieſen Gedanken ſpannte Jane ihren Sonnſchirm auf und bewegte ſich gemessen vorwärts dem Schloſſe zu, wie Jemand, der ſich auf eine ſchwere Pflicht vorbereitet.

In dieſem Augenblicke kam Honor herbeigeſprungen und geſellte ſich zu ihr.

„Wo biſt Du geweſen,“ fragte dieſe.

„Ich habe nur mit Mdiſieur Verrier geſprochen und ihm geſagt, er könne auch das Schloß in Augenschein nehmen, da es offen ſei. Er möchte gern die Gemäldegalerie ſehen.“

„Er kann ja mit den Dienern nach uns hineingehen,“ bemerkte Theodora kalt.

Doch erſchien der kleine Franzoſe ſchon in ihrer Mitte mit einer tiefen Verbeugung.

„Danke Ihnen ſehr, mes dames et messieurs, für meine Erfrischung.“

Da er dieſes demüthig und ehrfurchtsvoll ſagte, nahm Miß Trent ſeinen Dank mit gnädigem Lächeln entgegen, ohne die ſcharfen auf ſie gerichteten Augen zu bemerken, welche in den ihrigen laſen, wie wenig ſie mit der Erquickung des armen Photographen zu thun gehabt hatte.

„Laſſen Sie uns eine Verabredung treffen,“ ſchlug der Pfarrer vor, „dann ſind wir nicht von einander abhängig. Ich denke, wir treffen uns hier um ſechs Uhr zum Thee wieder, bevor wir nach Hauſe aufbrechen.“

„Nicht nach Hauſe,“ warf Theodora mit ihrem bezauberndſten Lächeln ein, indem ſie ihrer Mutter das Wort vormegnahm. „Sie fahren dann mit nach Parkhaus und laſſen uns den Tag mit einem Tänzchen beſchließen. Sie verſprechen doch, Alle zu kommen?“

Das Alle ward allerdings ausgeſprochen, aber ſie wandte ſich mit der letzteren Frage beſonders an Royden; dieſer ſchien es jedoch nicht zu bemerken; trotzdem ward die Einladung von Allen herzlich angenommen. Mrs. Bayte beſonders, an die dieſelbe nicht gerade direkt, wenn ſie überhaupt mit inbegriffen, gerichtet war, dankte Theodora in ſehr auffallender Weiſe und drückte beſondere Freude aus.

„Wie ſchrecklich, öde und unheimlich es hier ausſieht,“ rief Phoebe auf der Schwelle des widerhallenden Vorjaales, „ich würde mich ohne ſtarke Begleitung nicht hineinwagen; Lawrence nimm mich unter Deinen Schuß. Willſt Du?“

Er führte ſie hinein, wandte ſich dann er zu Honor zurück:

„Begiebiſt Du Dich auch unter meinen Schuß?“

Sie wich jedoch inſtinktmäßig von ihm zurück und verſuchte dann, dieſe unwillkürliche Geberde des Widerwillens wegzulaſchen.

„Ich bin eine echte Craven; ich muß mich zu dem Pfarrer flüchten.“

Und zu Mrs. Romer's größter Freude blieb ſie an der einen Seite in all' den ſtaubigen Gängen und Zimmern und die breite ſteinerne Treppe hinauf, wo die Spinnweben ſo dick hingen, wie draußen die Blätter auf den alten Bäumen. Endlich erreichten ſie die Gemäldegalerie, doch wurde es bei dem bereits herrſchenden Halb Dunkel ſchon ſchwierig, ſie in Augenschein zu nehmen.

„Mrs. Bayte“, rief Honor, jetzt den Pfarrer verlaſſend und die kleine alte Dame unter den Arm faſſend, „Sie haben die Gemälde noch nicht geſehen. Kommen Sie, ich will Ihnen Gabriel Myddelton zeigen.“

Einige Minuten ſtanden ſie ſchweigend vor dem Portale, bis ſich auch die Anderen zu ihnen geſellten und neugierig die ſelbe betrachteten.

„Welch' ein blutjüngs Geſicht,“ ſagte Lady zu Somme...

„es muß schon einige Zeit vorher gemalt sein, ehe er sich mit seinem Onkel überwarf.“
 „Da ist ja ein Datum,“ bemerkte Lawrence, „1870, also ein Jahr vor dem Morde; damals war er neunzehn Jahre alt.“

„Es ist ein hübscher Kopf,“ sagte Mrs. Bayte, ihren Hut ein wenig zurückziehend und ihren Hals reckend, um das Bild genauer ansehen zu können, „doch zart und schwächlich.“

„Kaum schwächlich“, verbesserte der Pfarrer, „zart, wie Sie sagen, und grübelnd.“

„Ich dachte,“ äußerte Rhoebe, deren berechnete Eigenthümlichkeit darin bestand, alles von Monat zu Monat wieder zu vergessen, „Gabriel sei blond und Hervey ähnlicher.“

„Nein,“ entgegnete Lady Somerton, „er sieht, wenn man einmal vergleichen soll, Mr. Keith sehr ähnlich, nur ist er nicht so schön gewachsen und sieht nicht so kräftig und gesund aus.“

„Oder nicht so alt,“ schaltete Royden lachend ein, indem er ihrem forschenden Blicke offen begegnete. „Mr. Haughton ich habe nie gehört, auf welche Weise Gabriel Wyddelton die Flucht aus dem Gefängnisse gelungen ist.“

„Haben Sie nicht?“ entgegnete der Advokat hochmüthig, ohne auf diese doch direkt an ihn gerichtete Frage weiter einzugehen.

„Wollen Sie es mir künftighin erzählen?“

„Die Flucht ward durch das Mädchen bewerkstelligt, deren Zeugenaussage zu seiner Verurtheilung den Ausschlag gegeben hätte, und ihren Liebhaber, der, wie das Mißgeschick wollte, ein Schließer im Gefängniß war.“

„Das Mißgeschick?“ fragte Royden, mit einem merkwürdigen Ton von halber Verachtung und halber Belustigung.

„Dieser Mann erwirkte seiner Braut die Erlaubniß, den jungen Wyddelton zu besuchen,“ nahm Mr. Romer das Wort, der Mr. Haughtons Ungefälligkeit und Unlust zur Fortsetzung dieser Erzählung merkte, „man sah sie auch die Zelle des Gefangenen unter einem wahren Thränenquiß betreten, dann hinausgehen zu dem Wagen, welcher auf sie wartete, und nochmals wieder zurückkehren; es sind verschiedene Gerüchte über dies Hin- und Hergehen im Umlauf; ebenso darüber, daß die Gefangenwärter nicht auf ihrer Hut gewesen und die Tiefstrübe zu wenig beachtet hätten. Jedenfalls war die Zelle, am nächsten Morgen leer, Gabriel Wyddelton war verschwunden und der Schließer wußte von nichts. Man entließ ihn zwar, konnte ihm aber nichts beweisen, und die Wahrheit ist nie aufgeklärt worden. Verschiedene Personen begegneten Margarethe Territ, als sie allein nach dem Gefängniß fuhr, und wieder andere, als sie auf dem Rückwege allein heimkehrte; doch die Thatsache blieb, man sah den Mörder des alten Barons nicht wieder.“

„Jedenfalls eine geschickt angelegte Flucht,“ bemerkte Mr. Keith mit einem ruhigen Lächeln.

„Wieso, Mr. Keith, was halten Sie denn von diesem unglücklichen jungen Weibe,“ rief Mr. Trent aus, „wir wissen kaum etwas von der Flucht, wie können Sie sagen, daß sie geschickt angelegt war?“

„Zugegeben, Mr. Haughton theilte sehr wenig von den Einzelheiten mit,“ stimmte Royden kaltblütig zu.

„Seit jener Zeit ist Margarethe Territ buchstäblich aus der Welt verschwunden,“ fuhr der Pfarrer fort, „und ich bin überzeugt, wir werden nie die näheren Umstände kennen lernen.“

„Bis wir sie eines Tages von Gabriel Wyddelton selbst erfahren.“

„O, Mr. Keith,“ rief Theodora aus, „sagen Sie, bitte, so etwas nicht! Kommen Sie, warum haben wir auch so lange vor dem abscheulichen Bilde verweilt und so viel von einem Verbrecher gesprochen?“

„Ich vermute,“ äußerte Royden Keith, indem er den Advokaten in scharfem Ton anredete, „es herricht, wie Miß Trent sagt, kein Zweifel darüber, daß Gabriel wirklich der Verbrecher gewesen. Sie haben doch selbstverständlich damals alle Thatsachen und Beweise beherrscht.“

„Gefehlt, er wäre es nicht,“ fuhr Mrs. Bayte dazwischen und erstreckte so die verächtliche Entgegnung des Angeredeten, „würde er dann das Besitztum des Onkels bekommen?“

„Ne, auch wenn er zurückkäme und seine Unschuld bewiese; das Geld ist über ihn weg nun einmal testirt.“

„Rhoebe,“ flüsterte Honor, als sie sich von dem Bilde entfernten, „Mr. Keith ist auch vollständig davon überzeugt, daß Gabriel die Mordthat begangen, ich sehe es ihm an.“

„Allerdings,“ entgegnete diese gleichgültig, „wer wäre es auch nicht!“

„Das ist reizend!“ rief die kleine alte Dame, während sie einem großen Gemälde in schwerem Rahmen, welches ein junges Mädchen mit einem Pony darstellte, gegenübertrat, „ich muß sagen, es erinnert mich an unsere heutige Tafel; wie kommt das?“

„Weil es derselbe Fleck das Parkes ist,“ erklärte Honor, „dies ist die Stelle, wo wir speiten; das junge Mädchen und der Pony stehen gerade zwischen derselben und der Front des Schlosses. Errathen Sie, daß es das Porträt der Lady Lawrence als junges Mädchen ist? Sie war noch nicht fünfzehn Jahre alt, wie Sie wissen, als sie nach Indien ging.“

„Ich sähe lieber ein später angefertigtes Bild,“ sagte Mrs. Bayte kurz, „aus diesem kann man nicht mehr viel auf sie schließen.“

„Wir haben in der letzten Zeit eine Photographie von ihr bekommen,“ fuhr Honor fort; „sie ist groß und stark, mit schlichtem, dunklen Haar und einem ruhigen, ernstem Gesichte!“

„Diesen Schlag von alten Damen mag ich nicht gern,“ erwiderte Mrs. Bayte, indem sie sich ungeduldig fortbewegte, während Honor sich im Stillen über ihren schlechten Geschmack wunderte.

„Welch' herrliche Aussicht!“ rief die kleine Dame dann plötzlich wieder, vor einem der Galleriefenster stehend bleibend, „was würden Sie thun, Mr. Haughton, wenn Ihnen diese herrliche Besichtigung zufiele?“

„Ich würde Sie verpachten,“ antwortete Lawrence schnell.

„Und Sie, Miß Owen?“

„Dasselbe,“ entgegnete Rhoebe, erfreut, die eben gehörte Antwort ihres Vormundes wiederholen zu können.

„Nun, und Sie, Miß Trent?“

„Ich würde Sie niederreißen und ein schönes, modernes Gebäude mit Terrassen und Freitreppen an der Stelle auführen lassen.“

„Das ist sehr verständig,“ gab die Alte zu, indem sie ihre Frage weiterrichtete: „Sie, Mittheister Trent, stimmen natürlich mit Miß Theodora überein?“

„Ja,“ entgegnete Hervey nachlässig, „ich würde nur noch ein gut Theil von dem alten Bauholz fallen lassen.“

„Auch praktisch,“ war die beifällige Erwiderung.

„Aber Sie, Miß Craven?“

„Ich würde das Schloß restauriren,“ sagte Honor über die Frage lächelnd, „es restauriren und —“

„Und würde versuchen, den alten Ort und den alten Namen wieder zu Ehren zu bringen.“

„Gabriel hat das aber unmöglich gemacht,“ schaltete Lawrence ein.

„Allerdings,“ bejahte Mrs. Bayte, „und Ihr Einfall ist kindisch, Honor, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, würde ich gesagt haben, es niederreißen und keinen Stein auf dem andern lassen.“

„Du mußt zugeben, Honor,“ flüsterte ihr Hervey zu, als sich die Gruppe zerstreute, „das kleine alte Wesen hat doch den ganzen lieben Tag weiter nichts gethan, als zu spotten und sich unangenehm zu machen. Ich werde es ihr jetzt einmal gehörig zu verziehen geben.“

„Und dadurch wirst Du Dich gar nicht unangenehm machen, Hervey?“

Fortsetzung folgt.

Parfüm.

(Schluß)

Der Gewürznelkenbaum ist auf den Molukken heimisch, wird jedoch zur Zeit in fast allen Ländern der heißen Zone kultivirt, ganz besonders auf der Insel Sansibar, von welcher hauptsächlich der Gewürznelkenbedarf Europas gedeckt wird. Je ein Gewürznelkenbaum giebt jährlich einen Ertrag von 2—2½ Kilogramm Gewürznelken, von welchem ungefähr 10 000 Stück auf ein Kilogramm gehen. Im Jahre 1889 soll die Gewürznelkennernte auf Sansibar 12 Millionen Kilogramm betragen haben.

Die Patchouli pflanze wächst auf den malayischen Inseln, wo sie auch angebaut wird; ferner im westlichen Ostindien, auf Ceylon und wahrscheinlich auch in China. Neuerdings wird sie in Westindien versuchsweise angebaut. Ein Acre Land soll etwa eine Tonne Blätter pro Jahr liefern. Die Pflanze

hat in ihrem Wuchs und in ihren Formen einige Ähnlichkeit mit unserer gewöhnlichen Gartenjabot, nur sind ihre Blätter nicht so fleischig. Interessant ist die Art und Weise, wie der Gebrauch des Patchoulis sich in Europa verbreitete und wie dieser Geruch zuerst zu uns kam. Bekanntlich wurden früher die echten indischen Shauls zu einem ganz enorm hohen Preise verkauft. Einige französische Fabrikanten ahmten dieselben so aus-gezeichnet nach, daß die Kaufleute das indische Fabrikat von dem französischen nur durch sein eigenthümliches Parfüm zu unterscheiden vermochten. Natürlich boten die französischen Fabrikanten alles auf, um zu demselben Parfüm zu gelangen. Ihre Bemühungen blieben längere Zeit erfolglos, bis es ihnen endlich gelang, das Geheimniß zu entdecken; sie ließen sich die Pflanze, nämlich Patchoulkraut, womit die echten indischen Shauls parfümirt sind, aus Indien kommen, parfümirten ihr Fabrikat auch damit, um es dem aus Indien kommenden ganz gleich zu machen und als indisches ausgeben zu können, und so wurde denn das Parfüm nach und nach bekannter und kam endlich auch in den Besitz der Parfümisten.

Das anerkannt beste Pfeffermünzöl kommt aus England; das feinste aus Mitcham in Surrey und aus Lincolnshire. In Mitcham werden jährlich etwa 480 Acre mit Pfeffermünze bepflanzt und man rechnet, daß ein Acre 10 Kilogramm Del liefert. 1880 produzierte Mitcham 5000 Kilogramm Pfeffermünzöl. Von größter Bedeutung für die Pfeffermünzölproduktion ist Nordamerika. Dort befinden sich mehr als 3000 Acre Land unter Kultur und es wurden z. B. in den Staaten New-York und Michigan im Jahre 1888 = 62 000 Kilogramm Pfeffermünzöl destillirt. Ueber die Pfeffermünzkultur im Staate Michigan wird mitgetheilt, daß beim Anbau die Wurzeln der Pfeffermünzpflanzen dicht nebeneinander in Reihen gepflanzt werden und zwischen den einzelnen Reihen etwas Raum gelassen werde, damit man dazwischen gehen kann. Man schneidet dann die Pflanzen gegen Ende August, häuft sie wie Heu auf Haufen, die einige Tage auf dem Felde liegen bleiben, und unterwirft sie dann der Destillation. Die größte Sorgfalt muß darauf verwendet werden, daß kein Unkraut zwischen den Pfeffermünzpflanzen emporkommt, weil sonst das Del an Qualität leidet. Alle fünf Jahre werden die Felder umgepflügt und gewechselt. In größtem Maßstabe wird die Pfeffermünzkultur auch in Japan betrieben, welches jährlich 84000 Kilogramm Del liefert. Von geringer Bedeutung sind die Pfeffermünzpflanzen in Frankreich, Italien und Deutschland mit 4600 Kilogramm bzw. 1200 Kilogramm bzw. 400 Kilogramm jährlicher Produktion an Pfeffermünzöl.

Die Rose, die Königin der Blumen, nimmt auch unter den Wohlgerüchen den ersten Platz ein und wird daher in vielen Ländern zur Gewinnung des Rosenduftes auf weiten Länderstrecken angebaut. Zu den ältesten Rosenkulturstätten gehören jedenfalls Indien und Bulgarien. In Indien ist Ghazipur der Hauptort des Handels mit Rosenöl und Rosenwasser. In der Umgebung von Ghazipur sind mehr als 2000 Acre (= 809 Hektaren) Land mit Rosen bepflanzt; doch kommen die indischen Produkte nicht nach Europa. In Bulgarien hat die Rosenkultur die größte Ausdehnung erreicht. Es sind daselbst ungefähr 3000 Hektare Land in Rosenkultur. Die Rosenpflanzungen in Bulgarien gewähren einen ganz besonderen Anblick. Statt daß einzelne Stöcke eingepflanzt sind, wie die Weinstöcke, oder kleine einzeln stehende Hecken, wie in Grasse, bilden sie große parallele Becken, in einer Ausdehnung von manchmal hundert Meter, über Manneshöhe, einer von der andern ungefähr zwei Meter entfernt. Die Rosenernte beginnt mit der Blüthezeit, d. h. vom 15. bis 25. Mai und endigt gegen Mitte Juni. Etwas kühle Temperatur, welche die Erntezeit verlängert, ist vortheilhaft, weil sich sonst in wenig Tagen zu große Mengen von Rosen ansammeln und in Folge dessen nicht mit der nöthigen Sorgfalt verarbeitet werden können. Das Pflücken findet täglich statt, so lange Rosen vorhanden sind, wird meistens von Frauen besorgt und beginnt mit Tagesanbruch bei jeder Witterung. Jede Rose welche im Aufblühen begriffen, sowie jede Knospe, die bereits aufgesprungen, wird gepflückt. Vollständig erblühte Rosen besitzn nur noch wenig Aroma. Man nimmt an, daß durchschnittlich 1000 Rosen nöthig sind, um 1 Kilogramm Rosenblätter zu liefern. Ein Hektar Land giebt gewöhnlich pro Jahr 3000 kg Rosenblumenblätter oder ungefähr 3 Millionen Rosen, die höchstens 1 Kilogramm Rosenöl liefern. Das Pflücken sucht man möglichst reich, bis spätestens 9 Uhr Vormittag zu vollenden. Außer in Indien und Bulgarien werden die Rosen auch in verschiedenen Gegenden Kleasiens in Algier und Tunis, in Frankreich, in England und in neuester Zeit in Deutschland, in

mehr oder weniger großer Ausdehnung zur Gewinnung des Rosengeruchs angebaut. In Frankreich befinden sich besonders zu Grasse, Cannes und Nizza ziemlich ausgebehnte Rosenpflanzungen; doch werden die hier gezogenen Rosen weniger zur Darstellung von Rosenöl, als zur Produktion von Rosenpomade verwendet. In England, besonders in der Nähe von Mitcham sind ebenfalls große Rosenpflanzungen; doch werden nach dieser die daselbst gezogenen Rosen nur zur Gewinnung von Rosenwasser benutzt. In Deutschland ist mit einer Rosenkultur erst vor ungefähr 8 Jahren ein Anfang gemacht worden, der jedoch ganz überraschende, hocherfreuliche Resultate sich ergeben und sich in den wenigen Jahren bereits in einer Weise entwickelt hat, welche hoffen läßt, daß die Zukunft dieses Unternehmens gesichert ist. Ungefähr 8 Kilometer von Leipzig entfernt, zu Groß-Miltitz, hat zur Zeit der Firma Schimmel u. Co. in Leipzig ein Areal von etwa 46 Hektaren mit Rosen bepflanzt. Die Rosenpflanzung ergab im Jahre 1891 einen Ertrag von 145 000 Kilogramm Rosen, also wie in Bulgarien per Hektar reichlich 3000 Kilogramm Rosen.

Die Frauen vom Telephon.*)

8970 Telephon-Abonnenten! Das bedeutet ebenso viele Telephon-Apparate, die über Wien verbreitet sind. Wenn an jedem Apparat täglich nur fünf Personen sprechen, so sind das nahezu 45 000 Personen, die das sinnreichste Werk unserer an technischen Wundern so reichen Zeit in unaufhörlicher Bewegung erhalten. Diese Zahl ist aber gewiß zu niedrig gegriffen, denn wenn auch nicht jeder Abonnent eine Familie hat, die das Telephon mitbenutzt, so ist das Geschäftspersonal um so größer, wozu noch die ungezählten Besitzer des Telephons in Hotels, Gasthäusern und Kaffeehäusern gerechnet werden müssen. Diese ungeheure Menge betrachtet das Telephon als eine öffentliche Einrichtung für ihren Privatgebrauch, sie läutet den ganzen Tag und die halbe Nacht an den Apparaten, wird ungeduldig, mitunter auch grob, schreit, wüthet und ärgert sich, wenn bei einer der verwickeltesten Einrichtungen, die überhaupt erdacht worden sind, die geringste Störung eintritt. Es ist merkwürdig, wie viel Aufregung das Publikum am Telephon verschwendet, und das alles nur, weil das große telephonirende Publikum sich gewöhnlich nicht die Mühe giebt, nachzuforschen, was hinter dem scheinbar einfachen Apparat steckt, der an der Wand befestigt ist, und mit seiner Glocke, seinem Mundstück, seinen Hörrohren so leicht verständlich erscheint. Man hat sich rasch gewöhnt, das anfangs angestaunte Wunder als etwas Gewöhnliches und Natürliches zu betrachten, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, das Geheimniß desselben zu ergründen — ohne sich auch nur zu fragen: Wie geht es eigentlich zu, daß ich da nach Belieben mit 9000 Leuten sprechen kann, ohne mich zu verwundern, daß der Apparat für gewöhnlich doch so gut funktioniert und daß eigentlich so wenig Störungen vorkommen?

Die Entwicklung des Telephons in Wien ist eine außerordentliche. Zu Ende 1881 wurde der Anfang mit 150 Abonnenten gemacht, 1886 war deren Zahl auf mehr als 3000 gestiegen. Diese 3000 ersten Abonnenten sind auch heute noch immer die Hauptpersonen beim Telephon; sie geben am meisten zu thun, und ihre Nummern sind unter die geübtesten und fleißigsten Beamtinnen vertheilt, die es bewältigen können, wenn jeder Abonnent durchschnittlich 20 mal im Jahre ruft. Gehen wir einmal in einen Telephonaal. Bis zur Decke reichende Schränke mit den Leitungen durchqueren die Mitte des Saales, und zwischen den Stühlen der Telephonistinnen und der Mauer bleibt nur ein schmaler Gang, durch den kaum eine Person schlüpfen kann. Die Vorderwand der Schränke ist zu zwei Dritttheilen ganz mit numerirten Löchern bedeckt. Unter diesen Löchern sind die fünfzig Nummern der Abonnenten angebracht, welche der Obhut einer Beamtin anvertraut sind und deren jeden sie im Laufe eines Tages etwa zwanzig Mal mit einer der übrigen 8000 Nummern verbinden muß. Vor der Wand befindet sich ein Bult in der Breite der Schulpulte, auf dem neun Paar Metallstöpsel angebracht sind, die zur Herstellung der Verbindungen dienen. Mehr als neun Abonnenten zugleich kann die Telephonistin nicht bedienen, denn sie hat nur neun Stöpselpaare, aber es giebt Augenblicke, wo alle Stöpsel in den Hülften stecken und doch schon wieder neue Nummernklappen fallen und die Telephonistin mahnen, daß sich wieder einige Abonnenten zum Worte gemeldet haben. Zu einer einzigen Verbindung sind mehr als zehn Handgriffe nöthig, und da

*) Aus der „Neuen Freien Presse“.

Bei einer sechsständigen Arbeitszeit jede Beamtin im Tag etwa fünfshundert Gespräche zu vermitteln hat, so erfordert das wenigstens fünftausend Handgriffe, die alle ohne Zögern mit großer Sicherheit ausgeführt werden müssen, während gleichzeitig Auge und Ohr aufs höchste angepannt sind. Nur bei einer ganz strengen Disziplin ist diese Leistung überhaupt möglich.

Das Telephonieren läßt sich nicht anders erlernen, als durch die Praxis. Die Handgriffe sind bald erklärt und begriffen, und wenn man eine Viertelstunde bei dem ruhigen Wechsel zugehört hat, so glaubt man nur zugreifen zu dürfen, um es ebenso gut zu können, wie die hundertachtzig jungen Mädchen, die in strenger Disziplin sechs Stunden lang auf ihren hohen Stühlen dicht neben einander aushalten müssen. Ja wohl, hundertachtzig ganz junge Mädchen sind es, die den aufreibenden Dienst abwechselnd mit anderen hundertachtzig Altersgenossen besorgen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß weibliche Wesen, die einmal eine gewisse Altersstufe überschritten haben, nicht mehr die leichte Beweglichkeit und die ausdauernde Geduld haben, um den Anforderungen dieses ganz eigenthümlichen Dienstes zu genügen. Trotz ihrer großen Jugend finden sich die Mädchen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit in die Arbeit. Der Ernst, der sie alle befeht, ist schon allein ein Beweis ihrer höheren Bildung, die man übrigens den intelligenten Gesichtern auf den ersten Blick anfieht. Es ist ein schönes anmuthiges Bild, diese Reihe von frischen, fleißigen Wienerinnen, die ihren Geschick und ihre Nettigkeit auch im Arbeitsittel nicht verleugnen. Sie sitzen je dreißig in einer dicht gedrängten Reihe, manche im netten Sommerkleidchen — es ist sehr heiß in den Telephonkabinen —, die meisten mit großen Aermelschürzen wie Schulmädchen, alle den Hals frei, weil sie ein hoher Kragen an der Bewegung hindern würde. Geht man die Reihe entlang, so sieht man die hoch aufgesteckten griechischen Knoten aus schwarzem, braunem, blondem Haar, das oft von bemerkenswerther Schönheit ist, Lötchen, die auf den weißen Nacken fallen. Die hübschen Gesichter sind der Wand am Arbeitstisch zugekehrt, von der sie kein Auge abwenden dürfen. Die meist behandschuheten Hände sind in unaufhörlicher Bewegung und zeigen die Sicherheit langer Uebung.

In der Telephon-Centrale ist ein gutes Stück der mit immer mehr Macht hervortretenden Frauenfrage gelöst. Da sieht man es deutlich, die Frauen wollen schon als junge Mädchen arbeiten, und können auch arbeiten. So viele hübsche, anmuthige Mädchen in der ersten Blüthe brauchen gewiß noch nicht zu verzweifeln, einen Mann zu finden, und dennoch üben sie diesen mühseligen Beruf alle Tage aus, um sich unabhängig zu machen, um — dreißig Gulden im Monat zu verdienen. Vierhundert solcher Mädchen sind angestellt, aber nicht weniger als fünfzehnhundert Candidatinnen sind für freiverdende Kosten vorgemerkt. Das ergibt sich aber nicht sehr häufig. Als ungeeignet für den Beruf werden im Jahre durchschnittlich nur zwei entlassen, etwa ebenso viele wegen dauernder Erkrankung. Nur der Glücksfall der Verheirathung ergibt einen beträchtlichen Wechsel. Das Arbeiten und Selbstständigwerden hindert also nicht am Heirathen, und trotz der strengen eingehaltenen Dienstzeit finden die Mädchen Gelegenheit, unvorhergesehen zu werden — nur können sie wählerischer sein, denn zur Noth sind sie versorgt, und es muß nicht gleich der erste Beste geheirathet werden. Es sind Beamten- und Offizierstöchter, die wir vor uns haben, lauter Mädchen, welche eine gute Erziehung und Bildung genossen haben, an die jedoch der Ernst des Lebens in irgend einer Gestalt herangetreten ist. Ost sind Vater und Mutter gestorben oder der Vater tränkelt, und die Pensionierung droht als schwarzer Schatten, grade um die Zeit, da heranwachsende Kinder die stärksten Ansprüche an sein Einkommen stellen. Mit Freuden ergreifen dann die Mädchen den mühseligen Beruf, der einen schwer zu entbehrenden Beitrag zum Einkommen der Familie beisteuern soll. Muß es erst gesagt werden, daß solche Mädchen, die eine schwierige, anstrengende Arbeit um geringen Lohn verrichten, weil sie unabhängig sein wollen, von einem Stolz befeht sind, den solche nicht besitzen, welche um bessere Bezahlung sich der Abhängigkeit eines Dienstverhältnisses fügen müssen? Um so härter empfinden es diese Mädchen, wenn sie sich oft beim Telephon im dienstlichen Verkehr mit dem Publikum einen Ton gefallen lassen müssen, den sie nicht gewöhnt sind. Der Abonnent, welcher von der Telephonistin und dem Dienst, den sie ausübt, keinen klaren Begriff hat, läßt sich durch den eigenartigen, gleichsam hinter einem Vorhang sich abspielenden Verkehr leicht verleiten und macht seinem Aerger seiner Unwissenheit, seiner üblen Laune oft in einem Tone Luft, den er als ge-

bildeter und galanter Mann in unmittelbaren Verkehr mit anständigen Mädchen gewiß nicht anschlagen würde. Man ist höflich mit der Verkäuferin in der Tabaktrafik, mit der Kassirerin im Cafe, mit der Postbeamtin am Schalter, warum nicht auch mit der unsichtbaren Telephonistin, die in den Banden der strengen Disziplin, nicht einmal erwiedern darf, auch wenn sie wollte? Was hat sie denn verbrochen? Sie hat vielleicht, von zehn Rufenden zugleich bestürmt, einen Ungebildigen zwei Minuten lang warten lassen. Sechs Stunden lang sitzt sie vor ihrem Pult, das Auge unverwandt auf die 50 Klappen gerichtet, rührt fleißig die Hände um alle Ansprüche zu befriedigen, alle ihre Gedanken sind auf die Arbeit gerichtet. Da plötzlich färbt sich der weiße Nacken rot, die Wangen glühen dunkel, in beide Augen steigt die mühsam zurückgehaltene Thräne, mit zitternder Hand hängt sie das Manipulations-Telephon an seinen Platz. Ein Abonnent, den sie mit einer falschen Nummer verbunden hat, war so aufgebracht daß er ihr „Dumme Gans“ zugerufen hat. Das ist ihr in ihrem ganzen achtzehnjährigen Leben noch nicht widerfahren. Aber schmerzlichen Gefühlen nachzuhängen, dazu hat sie keine Zeit — die Nummernklappen fallen unausgesetzt, und sie muß weiterarbeiten.

Der Dienst ist natürlich nicht zu allen Stunden der gleiche. In der Nacht genügen 24 Telephonistinnen zur Bedienung aller drei Centralen. Die Stühle sind dann an die Mauer gerückt, und die Mädchen gehen vor den Pulten auf und ab und treten zu jener Wand, an der die Nachtglocke geläutet hat und eine Klappe gefallen ist. Der schwerste Dienst ist unstreitig der für die Börse in den wichtigsten Geschäftsstunden. Um 7 Uhr kann die Hälfte der Telephonistinnen nach fünfständigem Dienste nach Hause gehen — am folgenden Tage bleiben sie dafür bis 9 Uhr Abends. Von 9 Uhr an wäre Ruhe, wenn nicht dann derjenige Theil des Publikums an die Reihe käme, der zur Erhaltung des Telefons gar nichts beiträgt, aber dasselbe als eine unerhörliche Quelle der Unterhaltung betrachtet — das sind zumeist die Kaffehausgäste Leute, die nur Nachts Zeit haben Spaß zu machen. Es giebt gar keine Stunde der Nacht, zu der sie nicht rufen.

Vom Büchertisch.

Als zweiter Band des fünften Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Vereins der Buchfreunde, Berlin“, erschien soeben: „P.a.e.“. Historischer Roman von Gregor Samarow (Oskar Meding). Preis gebekkt M. 5.—, gebunden M. 6.—. In dem Roman „Balle“ (— Balle ist der Kriegsruf der Medici, von den Äugeln in dem Wapen des großen florentinischen Geschlechts hergeleitet. —) hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, ein lebenswahres Bild der dunkelsten Zeit der historischen und kulturhistorischen Entwicklung Italiens zu entwerfen. Sixtus IV. sitzt auf dem Stuhl St. Petrus und arbeitet, rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, an der Aufrichtung der unumchränktesten Herrschaft des Papstthums, über Italien und die Welt, unter Mithilfe seiner Nepoten. Ihm gegenüber steht Lorenzo de Medici, der Vertreter der städtisch-republikanischen Selbstständigkeit des mächtigen Florenz, — auf dem eigenen Boden seiner Vaterstadt, die er als erster Bürger beherrscht, angegriffen durch die Pazzi und deren Anhänger aus den alten Adelsgeschlechtern. Der heiße Kampf zwischen den beiden Prinzipien bildet den Inhalt des Romans, übertragen auf die persönlichen Schicksale der Gestalten der Dichtung. In dem Kardinalscollegium taucht bereits der Einfluß des Cardinals Rodrigo Borgia, des späteren Papstes Alexanders VI. auf, während die Geistl. Savonarolas auf der andern Seite sich aus der Volksbewegung emporhebt. Die blutige Verschwörung der Pazzi bildet den Mittelpunkt der Handlung, welche bis zu dem Beginn des Krieges zwischen der päpstlichen und der medicischen Macht führt, dessen Entwicklung und Ende vielleicht den Gegenstand eines zweiten Theils bilden könnte. Die kleinen Schilderungen des Lebens jener Zeit in allen Schichten der Gesellschaft fügen sich auf einleuchtende Studien des Verfassers, dessen Werk das Interesse aller Leser erregen dürfte, die sich über eine wichtige Epoche der italienischen Geschichte zu informieren wünschen. Ueber den „Rein der Buchfreunde“ selbst ertheilt jede Buchhandlung sowie die Geschäftsleitung, Verlagsbuchhandlung Schönlank & Co., Berlin W 62, Kurfürstentrasse 128, jederzeit gern Auskunft.

Als Beibest zum „Militär-Wochenblatt“ (Verlag von E. S. Mittler und Sohn, Berlin) ist soeben eine Arbeit von Dr. Th. Doehle-Mittler erschienen unter dem Titel: „Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871“. Sie schildert in feinsinniger Weise den Verlauf und die Ereignisse, welche dem feierlichen Akt der Wiederanerkennung des Deutschen Reiches unmittelbar voranzogen und folgten. Beigefügt sind ein Verzeichniß der Festredner und ein Grundriß der Festräume des Königsschlosses zu Versailles, in welchen die feierliche Proklamation stattgefunden hat.

antw. Redakteur Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag v. Otto L. Tele. Halle (Saale), Leipzig, Nr. 81.